

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

**STUDIA  
GERMANICA POSNANIENSIA**

**XXI**



POZNAŃ 1995



ed. 428094 II  
K

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

ANNALE DE L'UNIVERSITE DE POZNAŃ

ABHANDLUNGEN, AUFSÄTZE



# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

## XXI

Sprachwissenschaft

Herausgegeben von

A. Z. BZDEGA, S. H. KASZYŃSKI, H. ORŁOWSKI

Sekretariat: Cz. KAROLAK



WYDAWNICTWO  
NAUKOWE

POZNAŃ 1995

428094 / 1995

BIP. UAM

W.A.K.

Redaktor naukowy  
ANDRZEJ Z. BZDEGA



*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

Redaktor: Aleksander Klaja

Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

© Copyright by Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza, Poznań 1995

ISBN 83-232-0545-0  
ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Nakład 520 egz. Ark. wyd. 10,00. Ark. druk. 8,00. Papier offset. kl. III. 80 g. 70×100.  
Podpisano do druku w lutym 1995 r. Druk ukończono w marcu 1995 r.

DRUK W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. H. WIENIAWSKIEGO 1

Bibl. UAM  
W 85

## INHALT

### ABHANDLUNGEN. AUFSÄTZE

Bolesław Andrzejewski: Instrument und Immanenz. Zur Sprachphilosophie der deutschen Frühromantik . . . . .	3
Hanka Błaszowska: Zur sprachlichen Ungleichbehandlung von Frauen und Männern im System der deutschen Personenbezeichnungen . . . . .	11
Andrzej Z. Bzdęga: Zur Relativierung von Fortschritt in der neueren Sprachwissenschaft	19
Alicja Gaca: Präpositionen mit doppelter Referenz im Polnischen und ihre Äquivalenz im Deutschen . . . . .	35
Rawil G. Gataullin: Zur stilistischen Funktion der Anthroponyme im Roman <i>Der Wundertäter</i> von Erwin Strittmatter . . . . .	49
Albrecht Greule: Möglichkeiten und Grenzen der Textgrammatischen Analyse . . . . .	55
Robert Ibañez: Kontext und Bedeutung . . . . .	67
Gabriela Koniuszaniec: Instrumentalsätze im Deutschen und Polnischen . . . . .	81
Inge Pohl: Ondulierstab OS 76, Plattenspieler Türkis 524, Cocktailstuhl Monice, Wofalor – Markennamen im Wortschatz der deutschen Sprache . . . . .	89
Izabela Prokop: Interaktionsschemata als Ordnungsprinzip von Textkorpora gesprochener Sprache . . . . .	97

### BERICHTE

Internationales Symposium der Martin-Luther-Universität Halle – Wittenberg – Gesprochene Sprache II, Lochmühle, 4.-8.06.1990 (Izabela Prokop) . . . . .	109
---	-----

### REZENSIONEN

Joachim Israel, Sprache und Erkenntnis – Zur logischen Tiefenstruktur der Alltagssprache, Frankfurt-New York 1990 (Izabela Prokop) . . . . .	113
Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick, hrsg. von Gerd Antos und Hans Peters Krings, Tübingen 1990 (Izabela Prokop) . . . . .	115
Wilhelm Franke, Elementare Dialogstrukturen – Darstellung, Analyse, Diskussion, Tübingen 1990 (Izabela Prokop) . . . . .	117
Peter Braun, Burkhard Schaefer, Johannes Volmert (Hrsg.), Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie, Tübingen 1990 (Czesława Schatte)	119
Johannes Volmert, Politikerrede als kommunikatives Handlungsspiel. Ein integriertes Modell zur semantisch-pragmatischen Beschreibung öffentlicher Rede, München 1989 (Christoph Schatte) . . . . .	122



ANDRZEJ Z. BZDĘGA

## ZUR RELATIVIERUNG VON FORTSCHRITT IN DER NEUEREN SPRACHWISSENSCHAFT<sup>1</sup>

Abstract. Andrzej Z. Bzdęga, *Zur Relativierung von Fortschritt in der neueren Sprachwissenschaft* [A relativistic view of the progress in recent linguistics], *Studia Germanica Posnaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XXI: 1995, pp. 19-33, ISBN 83-232-0545-0, ISSN 0137-2467.

The author takes a relativistic stand on the progress in recent linguistic research, starting from the positivistic school of Neogrammarians. As evaluation criteria methodological aspects have been applied, such as immanence and autonomy, reference to diachrony and tradition, modernization of formal and technical instrumentarium, finally some ethic tenets. As unquestionable elements of progress the author recognizes: 1st the opening for new interdisciplinary fields of research, 2nd the overcoming of the scientific separation of the research object and the research subject (the speaker-hearer himself).

Andrzej Z. Bzdęga, Instytut Filologii Germańskiej, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, al. Niepodległości 4/5, 61-874 Poznań, Poland.

Von einer Relativierung des Fortschritts zu reden, bedeutet, einen an sich bereits relativen Begriff weiter einzuschränken. Fortschritt drückt ja eine dynamische Beziehung zwischen einem zeitlich vorausgehenden Ausgangszustand und einem auf ein Ziel hin erreichten Zustand aus, der noch kein Endzustand ist. Im Gegensatz zu dem Begriff „Entwicklung“, jedoch synonym zu dem Plural „(neue) Entwicklungen“, impliziert somit das Wort „Fortschritt“

<sup>1</sup> Dem Aufsatz liegt ein unveröffentlichtes Referat, gehalten am 27.4.1990 während eines germanistischen Symposiums an der Univ. Hannover zum Generalthema „Fortschritt – Entwicklung – Modernisierung“, zugrunde.

das Moment eines zielbewußten Prozesses und darüber hinaus das einer positiven Wertung, eines Erfolges. Insgesamt wäre Fortschritt im nichtpolitischen Sinne als nominalisiertes Prädikat (zu „Fortschritte machen“) ein einsteiliger bzw. zweisteiliger Ausdruck mit einem inhärenten pragmatischen Faktor, der soeben genannten Wertung.

Dieser anfangs ebenso wie seine französische Kalkierungsgrundlage *progrès* politisch markierte Begriff scheint in der wissenschaftlichen Sphäre von manchen mit einer linearen, gleichmäßigen Zunahme von Wissen und Erkenntnissen assoziiert zu werden, von anderen eher mit einer ungleichmäßigen Entwicklung, mit dabei begegnenden Mißerfolgen und Enttäuschungen, aber mit einer jeweils positiven Bilanz des bisher Erreichten. Das Wertungsmoment ist entscheidend: Fällt die Bilanz negativ aus, so liegt kein Fortschritt, sondern entweder Stagnation oder gar ein Rückschritt vor.

Unser Interesse gilt der zielbewußten Tätigkeit des Sprachwissenschaftlers auf dem Gebiete seiner Forschung, d.h. seiner wissenschaftlichen Tätigkeit mit Sprache als Forschungsgegenstand, nicht seiner eigenen Sprache als Ausdrucksmittel. Diese selbst kann von Forschern nur im geringen Grade im Sinne einer sprachschöpferischen Wirksamkeit (abgesehen von der linguistischen Fachsprache nur im Bereich der Sprachkritik) beeinflusst werden, wie dies im Falle der künstlerischen Tätigkeit des Dichters geschehen kann.

Den Forschern wird eher Verhöhnung der Sprache nachgesagt, als Verdienste um ihre Pflege und Bereicherung (schwerfälliger Funktionalstil, entfremdete Terminologie und dgl.). Von einer Bewertung des Sprachverhaltens der Sprachforscher, der Angemessenheit ihrer Fachsprache, will ich hier Abstand nehmen. Vermerkt sei nur, daß die in der generativen Grammatik begegnenden anschaulichen Metaphern, z.T. ins Deutsche übersetzt, als ein gewisser Fortschritt gegenüber bisherigem szientistischem Sprachgebrauch gelten kann, z.B. *Affix-Hopping*, *Quantoren-Floating*, *Flipflop-Transformation* (vgl. -schaltung), *Schwester(knoten)*, *Tochter(knoten)*, *Pfadbedingung*, *garden-path-Satz*, *Perlokations-Regel*, *Rattenfänger-Konstruktion*, *anaphorische Insel*. Die Sprache als Medium (Fachsprache) kann wohl modernisiert werden, das gilt auch für die linguistische Metasprache. Dies kann jedoch nur im rein instrumentalischen Sinne der terminologischen Adäquatheit Gegenstand einer Bewertung sein, ebenso kann Sprache als Ganzes und Sprache als Sprachgebrauch nicht politisch, d.h. als „fortschrittlich“ oder „reaktionär“, bewertet werden.

Unsere Wertungen der sprachwissenschaftlichen Forschungsbilanz sind, soweit nicht eindeutig einschätzbare angewandte Aspekte im Spiele sind, stets subjektiver Art, von unseren individuellen Vorstellungen von Sprache und Linguistik geprägt. Dies wären solche relativierende Faktoren auf seiten des Bewertenden wie

1) der Grad der linguistischen Rezeption, seiner Vertrautheit mit neueren Entwicklungen;

2) individuelle theoretische Präferenzen, teils durch eigene idiosynkratische Sehweise, teils durch grammatische Tradition in dem betreffenden Lande determiniert;

3) des Bewertenden Sinn für Toleranz bzw. für Kritizismus. Nehmen wir jedoch an, daß der Bewertende seine Vorstellungen über den *state of the art* in objektiver, unvoreingenommener Weise formulieren kann, so bieten sich weitere relativierende Kriterien seiner Wertung, die am Wertungsobjekt liegen.

Von entscheidender Bedeutung ist der methodologische Aspekt. So wie in der Objektsprache als natürlicher Sprache Altes (im Sinne von Archaismen, z.T. erstarrten und markierten Formen sowie Bedeutungen) mit Neuem (sprachlichen Neuerungen) koexistiert, so gilt das auch für die Metasprache im Sinne von Theorien, Analyse- und Darstellungsmethoden. Um uns weiter zurückreichende Theorieansätze und Methoden zu ersparen, möchte ich an die noch vor einigen Jahrzehnten vorherrschende junggrammatische Schule erinnern.

Ebenso wie die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft in der 1. Hälfte des 19. Jhs stützte sich die Sprachforschung in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts auf Textanalysen. Diese corpusgestützte Forschung hatte jedoch in der Regel philologischen Charakter. Von einem endgültigen Bruch mit dem traditionellen Profil der Philologie kann man wohl erst nach H. Schuchard und dem Erscheinen des „Cours“ von F. de Saussure reden. Immerhin kann die Sprachwissenschaft trotz den noch von der Romantik vererbten sprachphilosophischen Spekulationen und der Hermeneutik bei der sprachlichen Interpretation von Texten als eine empirische Humanwissenschaft gelten.

Den Junggrammatikern, besonders in der methodologisch offenen Leipziger Schule, v.a. H. Paul, gelang es, sich von der philologischen Bindung der historisch-vergleichenden Grammatik und dem Grimmschen Erbe weitgehend zu befreien und allgemeinsprachwissenschaftliche Grundsätze geltend zu machen. Im Rahmen ihres positivistischen Empirismus konnten sie jedoch bis auf synchronische Studien in der Phonetik und Dialektologie nicht über eine diachrone Beschreibung und Interpretation von sprachlichen Einzelfakten hinausgehen. Ihre wortkundlichen und grammatischen Untersuchungen waren historisch und philologisch ausgerichtet. Dank der Vervollkommnung ihrer Untersuchungsmethoden im Bereich der Lautphysiologie, unter Zuhilfenahme der sich als empirische Wissenschaft entwickelnden Elementenpsychologie<sup>2</sup>, haben die Junggrammatiker in ihrer Erforschung der kausalen Zusammenhänge in der inneren Sprachgeschichte, der Erklärung von Lautwandeln

<sup>2</sup> Das erste Institut für Psychologie wurde 1875 in Leipzig gegründet. Dort entstand auch die Schule der Ganzheitspsychologie, die sich mit der Berliner Schule der Gestaltpsychologie auseinandersetzte.

und bei der Rekonstruktion historischer Sprachzustände, nennenswerte Erfolge zu verzeichnen. Dabei gaben sie, zumindest deklarativ, den alten, naturphilosophisch fundierten Organismusbegriff nicht auf. Dieser wurde als ein geschlossenes Gefüge von sich gegenseitig bedingenden Einzelfakten aufgefaßt. Vor einer Formulierung systemorientierter Generalisierungen haben sie sich aber zurückgehalten, so auch die Vertreter neuerer auf die äußeren (ethnopsychologischen, kulturmorphologischen und inhaltbezogenen) Aspekte der Sprache orientierten Ansätze (Wundt, Voßler, Maurer, Frings, Meringer, Weisgerber u.a.). Ohne eine Systemeinheit wie das Phonem, ohne eine ganzhafte Erfassung der physiologischen Mechanismen (wie etwa in der sog. strukturellen Phonetik von L. Zabrocki) und ohne eine gebührende Auswertung der sozialen und kommunikativen Faktoren (z.B. der Verkehrsgemeinschaften) konnten die sonst bewährten Entdeckungsverfahren nicht alle Sprachwandel erklären. Immerhin bedeutete jedoch die strenge Befolgung der junggrammatischen Prinzipienlehre von H. Paul, die analytische Kleinarbeit, einschließlich der field-work-Erhebungen, einen wesentlichen Fortschritt. Die induktiven Verfahren, nicht mehr durch die sprachphilosophischen Ideen der Romantik verschleiert, konnten dank der hauptsächlichlichen Zuwendung zu dem materiell greifbaren Ergon, den Lauten und Wörtern, durch Ausnutzung des Analogieschlusses und der Extrapolation auf einer hypothetischen Skala von paradigmatischen und syntagmatischen Strukturen zu einer erfolgreichen Rekonstruktion historischer Formen und lückenhafter Überlieferung führen. Wenn auch nicht explizite ausgedrückt, waren sich die Junggrammatiker eines systemhaften und hierarchischen Zusammenhangs von sprachlichen Fakten und ihren Beziehungen wohl bewußt.

Strukturalistische Konzepte, bereits in der von manchen (wie H. Steinthal) verpönten logisch-philosophischen Sprachdenklehre von C. F. Becker mit ihren deduktiv-analytischen Dichotomien, später in Wundts und Rozwadowskis psychologisch fundierter Zweigliedrigkeit und in den Gedanken von Gabelentz und Schuchard, schließlich in Bühlers Organonmodell vertreten, konnten aber in Deutschland noch viele Jahre nach Erscheinen des „Cours“ von de Saussure keine methodologische Wende herbeiführen. Vermutlich spielten dabei die erfolgreichen, in der Grimmschen und Humboldtschen sowie junggrammatischen Tradition verankerten ethnologischen, dialektologischen, kulturgeographischen und inhaltbezogenen Forschungen eine Rolle. Die in Deutschland stark behinderte und verspätete Rezeption strukturalistischer Konzeptionen der Genfer Schule, der Kopenhagener (glossematischer) Schule, der Prager Schule und des amerikanischen Deskriptivismus brachte dann zwar einen großen Fortschritt in den bisherigen theoretischen Vorstellungen von Sprache und Grammatik, jedoch keine Zunahme von konkreten Sprachanalysen, so charakteristisch für die junggrammatische Forschung, sondern nur eine

Verlagerung des Interesses vom Sprachgebrauch auf die Modell- und Theoriebildung, bestenfalls erfolgten zuweilen Revisionen und Ergänzungen bisheriger synchroner Beschreibungen. Außer in Phonologie und Syntax, in denen die Erkenntnisse der Prager Schule ihren Niederschlag fanden, konnte die Strukturidee semantische und lexikalische Forschungen stimulieren, u.a. die Wortfeldtheorie.

Der neopositivistische Strukturalismus in seiner amerikanischen asemantischen Variante, in Deutschland zunächst so gut wie unbekannt, zeigte die Vorteile von systemorientierten exakten Entdeckungsprozeduren<sup>3</sup>. Sie haben sich in der Beschreibung von überlieferungslosen und in keinen Verwandtschaftsbeziehungen zu bisher erforschten Sprachen stehenden Indianerdialekten bewährt. Dies brauchte der europäische Strukturalismus nicht zu leisten. Der vorstrukturalistische methodische Restriktivismus der Junggrammatiker hat sich jedoch ebenso wie der amerikanische Deskriptivismus in Corpusanalysen, v.a. Dialektstudien, als fruchtbar erwiesen, allerdings im Bereich von historisch erschließbaren indoeuropäischen Sprachen. Es sind vergleichbare Leistungen von zwei theoretisch unterschiedlichen aber in beiden Fällen exakten und strengen Analysemethoden.

In die deutsche Grammatik brachte die neue Sprachtheorie schon deshalb keine umwälzende Reorientierung, weil nur einige Bereiche (Phonologie, Verbsyntax in der Konvention von Valenzbeschreibungen und die funktionale Satzperspektive) von ihr beeinflusst wurden. Die operationale, auf den Entdeckungsprozeduren der sog. Systemerprobung beruhende Grammatik von H. Glinz (*Die innere Form des Deutschen*, 1952) ist keine Gesamtdarstellung und ist nicht von neohumboldtianischen Einflüssen der inhaltbezogenen Grammatik frei. Andere, in den 60er und 70er Jahren erschienene Studien illustrieren bereits den Übergang zur generativen Grammatik.

Die Prinzipien und Methoden des Strukturalismus führten zur Überwindung von vielen unbegründeten, außersprachlichen oder intuitiven Kriterien der traditionellen Sprachwissenschaft und ersetzten sie durch objektive, an Einzelaussagen und an Textcorpora verifizierbare sprachimmanente Kriterien. Die strukturelle KS-Analyse führt bekanntlich zur Aussonderung von varianten und systemgerecht invarianten linguistischen Einheiten samt ihren Relationen auf hierarchisch geordneten Ebenen der Sprache, aufgefaßt als langue vs. parole. Der entscheidende Fortschritt bestand darin, daß Sprachwissenschaft, die sich besonders dank den Errungenschaften der junggrammatischen Schule bereits als empirische Wissenschaft etabliert hatte, nunmehr als eine Forschungsdisziplin gelten konnte, in welcher exakte Untersuchungs- und Darstellungsmethoden, u.a. mathematische Kalküle, angewandt werden konnten.

Eine Transzendierung der durch strukturelle Entdeckungsprozeduren gewonnenen Beobachtungsdaten über das sprachliche Ergon, indem die

<sup>3</sup> Vgl. L. Bloomfield, *A set of postulates for the science of language*. In: Lg. 2 (1926).

letzteren als finite Mengen von Symbolen und Regeln mit der grammatischen Kompetenz eines idealen Sprechers-Hörers identifiziert, in die Eingabe eines rekursiven Satzerzeugungsmechanismus übertragen wurden und so Humboldts Idee der sprachlichen Energie als „Erzeugung und Wiedererzeugung“ verwirklichten, brachte eine entscheidende Wende. Der von der generativen Grammatik rezipierte hypothetisch-deduktive Ansatz K. Poppers hat sich zu der Analyse und Beschreibung des black-box-Systems der Sprache als angemessen und fruchtbar erwiesen. Die auf induktivem Wege gefundenen Daten der strukturellen Linguistik ebenso wie die auf deduktivem Wege gewonnenen Einsichten der traditionellen Grammatik dienen zur spontanen Hypothesenbildung, welche direkt oder indirekt, durch die Intuition der Sprachteilhaber, d.h. ihre Urteilsaussagen, sowie durch Tests und Experimente, d.i. durch empirische und nicht allein formale Wohlgeformtheitsprozeduren, verifiziert oder falsifiziert werden konnten. Der Schwerpunkt eines solchen Modells, welches nach Popper in „einer kritischen Methode der Fortbildung der Methode des Versuchs und Irrtums (trial and error)“ besteht,<sup>4</sup> liegt in der Falsifikation von Hypothesen, wodurch der offene Charakter u.a. von linguistischen Theorien gewährleistet wird.

Dieser methodologische Fortschritt war, besonders in den ersten Modellvarianten der generativen Grammatik, durch viele deskriptive Nachteile erkauft. N. Chomskys *Syntactic Structures*, der erste rekursive transformationelle Satzkalkül einer natürlichen Sprache, stellte, abgesehen von der Inexplizitheit seiner Regeln, einen Regreß gegenüber dem von Chomskys Lehrer Z. S. Harris formulierten Transformationsbegriff dar, der als bedeutungserhaltende Äquivalenz-Beziehung funktionierte. Die Entwicklung der generativen Grammatik ist von Anfang an nicht so sehr an den Kriterien deskriptiver Adäquatheit und Einfachheit orientiert (wie vorwiegend noch in den 60er Jahren), als vielmehr an den konzeptuellen Grundannahmen bezüglich ihrer Erklärungspotenz, besonders in ihrer letzten Phase der EST- und der GB-Theorie.

Nicht bewährt haben sich Versionen der Grammatik mit ausgebauten Transformationen, weil es den Kriterien der Natürlichkeit und Lernbarkeit widersprach. Als eine Alternative dazu hat sich schließlich die strukturerhaltende Konvention mit der Abbildung von leeren Kategorien, u.a. sog. Spuren, und Koindizierung referenzidentischer Glieder anstelle umständlicher Transformationsformeln durchgesetzt. Dabei wird eigentlich die alte Idee des Kernsatzes mit feststehenden KS-Positionen erneuert, auf die als zugrunde liegende Satzstruktur, sog. Strukturbeschreibung (SB), bezuggenommen wird.

Nebenbei gesagt, hat sich aber gerade das alte ST-Modell Chomskys (das „Aspects“-Modell von 1965), in welchem die Katz-Postal-Hypothese über die

<sup>4</sup> K. Popper, *Logik der Forschung*, Wien 1934; ders., *Die Logik der Sozialwissenschaften*. In: *Köln Zf. für Soziologie u. Sozialpsychologie* 14 (1962).

bedeutungserhaltende Leistung von Transformationen in gemäßigter Form Aufnahme fand, didaktisch als relativ attraktiv erwiesen. Einige Schwächen dieses Modells, welches auf das Englische zugeschnitten ist, könnten behoben werden, u.a. durch den Verzicht auf kontextfreie Formulierung von PS-Regeln und eine Entfaltung der in AUX vorgesehenen grammatischen Informationen. Eine solche Modellvariante fürs Deutsche kommt z.T. dem neuen Konzept der D-Struktur entgegen und macht eine Reduktion der Transformationen möglich.<sup>5</sup>

Die generative Grammatik sollte bekanntlich ein formales Analogon der Sprachkompetenz eines idealisierten (jedoch nicht sozialisierten) Sprechers-Hörers sein, dieser Kompetenz wurde später allerdings das lernende Subjekt des Kindes, d.h. eine mentale Repräsentation im Sinne seiner Projektionsfähigkeit beim Spracherwerb oder einfach im Sinne einer Ontogenese der Sprachfähigkeit mit dem Anspruch auf Universalität zugrunde gelegt. Dieses erstrebenswerte Ziel sollte gewiß nicht die einzige Motivation für die Erstellung moderner Grammatikmodelle sein. Ebenso legitim sind nichtmentalistische (s.v. E-grammatische) Modelle, welche sich nur an der Sprachkompetenz im Sinne einer „rule-governed creativity“ ohne Rücksicht auf deren Ontogenese orientieren, bzw. solche (v.a. pädagogische), welche ihre Erlernung als Zweitsprache erklären wollen.

Einen wesentlichen Aspekt der Methodologie stellt die Frage nach der Immanenz der angewandten Kriterien und Methoden dar. Es sei hier an die sog. immanente Algebra der Glossematiker erinnert. Es geht aber hauptsächlich darum, daß bei linguistischer Analyse spracheigene Maßstäbe benutzt werden, im Sinne von nur zwischen den ausgesonderten sprachlichen Einheiten bestehenden syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen, d.h. ohne Zuhilfenahme externer Bezugsgrößen und subjektiv-spekulativer Kriterien. Dieser methodische Grundsatz ist Teil eines unvoreingenommenen phänomenologischen Herangehens an die Sprache und hat sich bei der Definition von linguistischen Einheiten, u.a. der Satzglieder und Wortarten, bewährt. Strukturelle (taxonomische) Grammatiken, fürs Deutsche auch die operationale Syntax von H. Glinz, veranschaulichen ein solches Herangehen. Anstelle logischer, psychologischer und außersprachlicher (referentieller) Kriterien treten strukturelle Beziehungen der unmittelbaren Konstituenz (Teil-Ganzes-Beziehungen), Okkurrenz (Vorkommens-Beziehungen) und Dependenz (Abhängigkeits- oder Kookkurrenz-Beziehungen) mit der Unterscheidung von Repräsentations- und Größen-Ebene (Intrastruktur und Infrastruktur). Gegen diese Grundsätze verstoßen manche Formulierungen, denen mittelbare Konstituenzbeziehungen zugrunde liegen (etwa: „Phoneme sind unmittelbare Konstituenten von Morphemen bzw. Wörtern“ statt: „von (Allo)morphen“),

<sup>5</sup> Vgl. A. Z. Bzdęga, *Zur Konstituentenstruktur der Verbalphrase im Deutschen*. In: Festschrift f. Gunnar Bech, Kopenhagen 1980, S. 25 ff.

oder Formulierungen, die solchen Einheiten externe Eigenschaften zuschreiben (etwa: „Phoneme sind kleinste bedeutungunterscheidende Einheiten“ statt: „[...] distinktive bzw. diakritische Segmente“).

Als störend kann auch die Vermischung von unterschiedlichen Konstituenzmodi gelten. So werden als syntaktische Konstrukte mit dem Status einer „Phrase“ sowohl endozentrische als auch exozentrische Syntagmen mit verschiedenem Rang ihres „Kopfes“ angesehen: NP, VP, AP, PP, IP, CP. Die dem Immanenzprinzip entsprechende Eleganz läßt im Vergleich mit den früheren Versionen der generativen Regelbildung manches zu wünschen übrig, obwohl sich selbstverständlich argumentieren läßt, daß sie nicht Teil einer mentalen Repräsentation der Grammatik sein muß. Im weiteren Sinne kann aber das Prinzip der Immanenz auch als Bezugnahme auf das gegenstandsspezifische Funktionieren der Sprache, den inneren Satzbildungsmechanismus, verstanden werden. Somit wäre ein grammatisches Regelwerk, welches die sprachliche Kompetenz oder ihren Aufbau im Spracherwerbsprozeß beschreiben und erklären will, auch eine immanente Darstellung oder zumindest eine Hypothese über die immanente Struktur der Sprachkompetenz. Diese Struktur wäre den spracheigenen mentalen Repräsentationen gleichzusetzen, welche Gegenstand der aktuellen Version der generativen Grammatik sind.

Glücklicherweise werden diese mentalen Repräsentationen nicht in den Termen eines hypothetischen psycholinguistischen bzw. kybernetischen Mechanismus konzipiert, sondern direkt in grammatische (syntaktische), v.a. kategoriale, Symbole und Regeln umgesetzt. Ihre Darstellungsweise erfolgt aufgrund indirekter Indizien für eine sich unbewußt in der Mneme internalisierende grammatische Regelbildung beim Erwerb der Muttersprache, z.B. Tendenzen bei der Dekodierung (Parsing), u.a. bezüglich des Kurzzeitgedächtnisses und des push-down-store-Prinzips (LIFO) sowie des Subjazenz-Prinzips<sup>6</sup>, gegen die Transformationen sprechenden Projektionen aufgrund positiver Evidenzen und nicht aufgrund negativer, d.h. korrigierter Aussagen; ferner sprachpathologische Beobachtungen.

Dies alles scheint eine vielversprechende Entwicklung zu sein. Es besteht dann aber auch die Tendenz, den angesetzten linguistischen Konstrukten und Operationen (früher waren es Transformationen) den Status objektsprachlicher Realität zuzuschreiben, sie als „denknotwendig“ zu betrachten. Hier wäre Vorsicht geboten, z.B. bei Lösungen mit einer Repräsentation der Sätze mit finitem Verb als „temporalisierten IPn“, bei getrennten Lexikoneinträgen für aktiven und passiven Verbgebrauch.

Der universalistische Anspruch, der von Anfang an allen generativen Modellversionen vorschwebte, ist begrüßenswert, auch wenn die Prognosen, daß eine solche universalistische Grammatik explizite einzelsprachliche Dar-

<sup>6</sup> Z.B. bei Fragen, wo die Bewegung von *wh*- nur über einen zyklischen Knoten (S oder NP) möglich wäre.

stellungen überflüssig machen würde, kaum ernst zu nehmen sind. Sollten denn unbewußte individuelle Kenntnisse von grammatischen Regeln als Teil eines übereinzelsprachlichen sozialen Normbewußtseins aufgefaßt werden? Kommt die Suche nach grammatischen Universalien als Bewußtmachung des Unterbewußten in dem „black box“ der Sprache nicht der Suche nach einem Phantom von der Art wie die Suche nach einer hypothetischen *Lingua adamica* gleich?

Was die bisherigen Untersuchungen legitimieren solien, scheint eigentlich nicht so sehr die konkrete Darstellungsweise, die eine oder die andere Konvention der Regelbildung und Formalisierung zu sein, als vielmehr die Modellbildung im Sinne eines modularen Aufbaus des Sprachsystems – neben anderen Kognitionssystemen. Grammatik soll, wie etwa in der Elektrotechnik, als ein aus relativ autonomen aber eng interagierenden Komponenten wie Syntax, Lexikon und Semantik bestehender Mechanismus funktionieren. Die Aussonderung einer transformationellen Subkomponente mit der daraus resultierenden scharfen Trennung von Tiefen- und Oberflächenstruktur wäre somit nicht gerechtfertigt. Damit dürfte man auch, entgegen allen grammatischen Integrierungsversuchen, die traditionelle Gliederung der Grammatik mit Sonderstellung der Wortbildung, und auch die in der Standardtheorie der „Aspects“ vorgesehene Aussonderung der semantischen und phonologischen Beschreibung als Interpretationskomponenten gegenüber der zentralen syntaktischen Komponente als sinnvoll betrachten.

Als ein Kriterium der Legitimität und des Ranges einer wissenschaftlichen Disziplin gilt der Grad ihrer gegenstandsspezifischen *Autonomie*. Sprachwissenschaft hat sich relativ spät als selbständiger Forschungs- und Wissenszweig etabliert. Ihre Problematik ging einst bekanntlich in die Philosophie oder Rhetorik ein und hat sich im 19. Jh. schließlich aus der Philologie ausgesondert. Dies war mit der Präzisierung ihres Gegenstandsbereichs, v.a. aber mit der schon angesprochenen Ausbildung von spracheigenen Interpretationskriterien und der Entwicklung eigener Untersuchungs- und Beschreibungsmethoden verbunden.

Jede empirische Disziplin ist mehr oder weniger auf andere Wissenschaften und gezwungenermaßen auf die Grundlagenforschung angewiesen. Die Anleihen bei der Philosophie, sowohl bei vergangenen als auch zeitgenössischen Konzeptionen, u.a. den formalen Wissenschaften wie Logik, können, wenn auch nicht immer, im Sinne linguistisch relevanter Interpretationen und Lösungen, als wesentliche Impulse und Anregungen, somit als Fortschritte in der Entwicklung der Sprachtheorie und der linguistischen Forschungsmethoden beurteilt werden. Das kann auch von den bereits als inadäquat oder falsch überwundenen Konzeptionen gesagt werden, z.B. der Naturphilosophie, der alten Elementen- und Ganzheitspsychologie sowie der behavioristischen Psychologie. So haben seit dem Positivismus verschiedene philosophische, soziologische, logische und psychologische Ansätze in den einzelnen sprachwis-

senschaftlichen Schulen und Richtungen ihren Niederschlag gefunden: die Phänomenologie Husserls, die Soziologie Durkheims und die moderne Logik (Logistik) von Frege, Carnap, Ajdukiewicz, Leśniewski u.a. in ihrem Einfluß auf die strukturelle Linguistik und die Kategorialgrammatik, Wittgenstein auf die sog. Gebrauchstheorie, der sog. kritische Rationalismus (Ideen von Descartes, der Schule von Port Royal, Leibniz, Humboldt) auf die generative Grammatik, die funktionale Ethnologie von Malinowski auf den britischen Kontextualismus, neukantianische und humboldtsche Ideen auf die inhaltbezogene Grammatik, die Gestaltpsychologie (Lewin) auf die Wortfeldtheorie, die Semiotik von Peirce und Morris auf die Sprechakttheorie und Pragmalinguistik usw.

Glücklicherweise ist der neueren Sprachwissenschaft erspart geblieben, in den Dienst der jeweils herrschenden Ideologie in einem nichtdemokratischen System gestellt oder in ihren Aussagen betroffen zu werden. Nur episodenhaften Charakter hatten vereinzelte, im nationalistischen Geiste der frühen Romantik gehaltene Veröffentlichungen im Dritten Reich, die linguistische „Theorie“ von Marr und die sog. japhetische Konzeption in den UdSSR sowie die sog. marxistisch-leninistische Sprachwissenschaft in den früheren sozialistischen Ländern (außer Polen). Die letztere war eigentlich nur eine Art Beiwerk – wissenschaftlich irrelevante deklaratorische Zugeständnisse an die herrschende Ideologie (v.a. in Form von obligatorischen Zitaten und bibliographischen Nachweisen aus den Werken marxistischer Klassiker und sowjetischer Forscher). Als der einzige ernst zu nehmende Beitrag der marxistischen Philosophie zur Linguistik, und zwar zur Semantik, wäre die Abbildtheorie zu betrachten.

Der Grad der von der Linguistik erlangten Autonomie bedingt auch ihre Transferfähigkeit, die in der Entstehung bzw. Ausgliederung spezialisierter Disziplinen, sog. Bindestrich-Linguistiken, wie Sozio-, Ethno-, Kontakt-, Pragma-, Psycho-, Neuro-, Computerlinguistik, und in effektiver Beeinflussung anderer, hauptsächlich Sozialwissenschaften, resultiert. Letztere kann besonders seit dem stürmischen Aufschwung in der Soziologie und der pragmatischen Wende in der Linguistik beobachtet werden. Die Verselbständigung der einzelnen Teilbereiche der Sprachwissenschaft, z.T. durch ihre Aussonderung aus der traditionellen Sprachgeschichte und im Rahmen der angewandten Linguistik, war gewiß Resultat der Erfolge auf den einschlägigen Forschungsgebieten. Die in diesen Sonderdisziplinen entwickelte Begriffsbildung und Hypothesen konnten die Forschung und detaillierte Studien erheblich stimulieren. Dies schließt nicht aus, daß Tendenzen zur erneuten Integration aufkommen, welche weitere Zusammenhänge in dem Vordergrund stellen. Andererseits ist durch die in den letzten Jahrzehnten bezeugte Expansionsfähigkeit der Linguistik ihre Autonomie gefährdet. Das Interesse der Linguisten wird auch immer mehr von der zentralen Problematik der traditionellen Systemlinguistik auf die vielen, v.a. sozialen, Aspekte des Sprach-

gebrauchs wie Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachkritik, Sprachpolitik, Sprachverwaltung verlagert und von der theoretischen auf die sich in den letzten Jahrzehnten so stürmisch entwickelnde angewandte Linguistik, v.a. die Glottodidaktik, die linguistische Datenverarbeitung und die Translationslinguistik, übertragen. All das wären hinreichende, zumal praktische, Argumente dafür, daß von einem bedeutenden Fortschritt in der neueren Sprachwissenschaft gesprochen werden kann. Sieht man jedoch von den Leistungen der angewandten Linguistik ab, so kommen gewisse Bedenken auf. Die Ausweitung der Sprachforschung auf periphere Bereiche, die Verlagerung der Schwerpunkte von den früher zentralen Gegenstandsbereichen – dem sprachlichen Ergon im Sinne der Hjelmslevschen „Form des Ausdrucks“ oder des Bühlerschen „Sprachgebildes“ auf die Energieia der Satzerzeugung, des Sprechaktes, der Textbildung und ihre weit begriffene Performanz – verwischt die bisherigen Grenzen von Sprache als Forschungsobjekt. Daher treten Tendenzen zur Integration von bestimmten linguistischen Wissensbereichen auf. In der generativen Grammatik ist es z.B. die Einbeziehung der Semantik und des Lexikons als einer Speicherkomponente in das grammatische Modell. In einer Syntax sensu largo ist es die Erweiterung des syntaktischen Strukturprinzips auf Laute, Morpheme, Wörter und Texte (im Sinne von Phono-, Morpho-, Lexotaktik sowie Textkonstitution); in neueren Grammatikomodellen die Einbeziehung der Wortbildung als Wortsyntax im Anschluß an die X-bar-Theorie), schließlich die Einbeziehung der Semantik in die Pragmatik, die sonst, wie in der Semiotik, auseinandergehalten werden (Man vgl. auch die terminologischen Vorschläge von „Semantax“ oder „Pragmantax“). Andererseits beobachten wir aber die Tendenz zur Erhaltung eines auf die Satzerzeugungskompetenz restringierten Grammatikmodells im Rahmen der mentalistisch orientierten generativen Grammatik, als eines autonomen Moduls im Aufbau der menschlichen Kognition. In einem solchen Modul ist daher kein Platz für die Regeln der Sprachverwendung und Textbildung.

Die seit vielen Jahren dominierende synchronische Ausrichtung der linguistischen Forschung hat eine Abwendung vom Historismus, so auch von der früher intensiv betriebenen altgermanistischen Forschung, bewirkt, und zwar vor allem in der Neuphilologie im Ausland, in der sich die Sprachwissenschaft auf kontrastive, also auch synchronische Studien konzentriert. Und obwohl in der diachronischen Sprachforschung – in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, Sprachgeschichte, Onomastik und Dialektologie – viele Erfolge zu verzeichnen sind, gibt das so stark zurückgegangene Interesse an historischen Sprachstudien Anlaß zu Besorgnis. Es scheint uns auch für die Darstellung synchroner Fakten, besonders im Sprachunterricht, wichtig zu sein, ihren historischen Hintergrund, ihre „historische Tiefe“, als interpretierende Motivation zu zeigen. Kurz gesagt: keine Synchronie ohne Diachronie. H

Wesentliche Fortschritte haben dank der allgemeinlinguistischen und sprachtypologischen Forschung die Bemühungen um universalgrammatische Generalisierungen gemacht. Zu nennen wären außer der Universalienliste von Greenberg die generellen Eigenschaften von Hockett, Versuche strukturell-semantischer Binärcodes und Jakobsons phonologischer Universalcode, schließlich die universalistischen Ansprüche der generativen Grammatik.

Nicht ohne Bedeutung für die Fortschritte in der linguistischen Forschung ist die Modernisierung ihres Instrumentariums, verstanden als neue Regeltypen, von denen sich einige nicht nur als effektiv, sondern auch als attraktiv erwiesen haben (z.B. Transformationsregeln in den ersten Entwicklungsphasen der generativen Grammatik), als auch als adäquate Formalisierungsmethoden (z.B. Phrasenmarker, binäre Merkmalcodes), schließlich im Sinne von technischen Mitteln (von der Experimentalphonetik abgesehen, hauptsächlich durch Einsatz von Computern). Auf den Einsatz von Technik ist v.a. die angewandte Linguistik angewiesen (maschinelle Übersetzung, rechner-sortierte Wortlisten für den Sprachunterricht und sonstige DVA).

Auf Fortschritte in der Aufstellung von Sprachtheorien und die Erstellung von Grammatiken hat aber die Technik keinen direkten Einfluß. Entscheidend sind hier Akzeptabilitätstests von Informanten. Computeranalysen (automatische Satzanalysen, Parser, Experimente mit künstlicher Intelligenz) können nur indirekte Rückschlüsse auf die Grammatik einer natürlichen Sprache liefern.

Von großer Bedeutung dagegen ist für die moderne Linguistik die Computerspeicherung von Sprachmaterial, hauptsächlich von Textcorpora mit erleichterten Zugriff, und die Verarbeitungsmöglichkeit der darin enthaltenen Daten (etwa die Datenbanken am IDS Mannheim oder in Saarbrücken). Eine corpusgestützte Beschreibung und Analyse kann auf diese Weise an Explizitheit und Exaktheit gewinnen. Diese ist u.a. für die Ermittlung der aktuellen sprachlichen Norm wichtig. Um die Aktualität der grammatischen Regeln der Gegenwartssprache zu sichern, ist ihre Restandardisierung immer wieder vorzunehmen. Weil die sprachliche Norm als eine Schnittmenge aus allen individuellen Kompetenzen zu verstehen ist, sind hierzu extensive Erhebungen und Recherchen an geschriebenen und gesprochenen Textcorpora erforderlich, die nur mit Hilfe von Computern bewältigt werden können. Anstelle von unpräzisen und manchmal irreführenden Formulierungen bezüglich des Gebrauchs von varianten Sprachformen (z.B. daß Pluralformen des deutschen attributiven Adjektivs nach Quantifikatoren wie *einige*, *einzelne*, *wenige*, *viele*, *mehrere* „meistens“ bzw. „überwiegend“ stark oder „stark oder schwach“ seinen) können präzisere statistische Befunde ermittelt und aktuelle Tendenzen prognostiziert werden.

Als ein weiteres Bewertungsmoment bei der Beurteilung wissenschaftlicher Hypothesen, Theorien und Modellen gilt die Nachweisung ihrer Origina-

lität, d.h. daß sie nicht restlos auf Antizipationen angewiesen sind. Abgesehen davon, daß Originalität selbst, ebenso wie Fortschritt, ein relativer Begriff ist, besteht der letztere in einer Fortbildung früherer Ideen und Ansätze, in ihrer Reinterpretation oder Revision, manchmal auch in einer unbewußten Wiederaufnahme früherer Erkenntnisse. Es ist auch oft so, daß man sich auf Konzeptionen aus der Vergangenheit beruft, um theoretische Vorschläge zusätzlich zu stützen und rechtfertigen. Bei der nun schwer überschaubaren Fülle von linguistischen Veröffentlichungen wird aber meistens nur ungern auf frühere Lösungen und Interpretationen zurückgegriffen, sie werden von neueren verdeckt, ihre Quellen werden übersehen oder unterdrückt.

Manchmal liegt auch unsachgemäße Intoleranz gegenüber Lösungen vor, die aus anderen theoretischen Positionen formuliert wurden, z.B. der taxonomischen Linguistik gegenüber der traditionellen, der generativen gegenüber der taxonomischen, der dependentiellen Grammatik (in Form von Valenzbeschreibungen) gegenüber PS-Darstellungen. Folglich läßt sich auch zuweilen eine Tendenz zur Verabsolutierung von neuen Ansätzen oder Darstellungskonventionen beobachten, sie werden anmaßend als „Theorien“ und nicht als Hypothesen bzw. Konventionen hingestellt. Inwieweit wir es hier mit einer Manier oder mit einem ethischen Problem zu tun haben, möchte ich dahingestellt sein lassen. Worauf es mir ankommt, ist die Beobachtung, daß man oft eine Berufung auf antizipierende oder verwandte Konzepte und Ansätze aus der (manchmal jüngsten) Vergangenheit vermißt.

Bei der Darstellungskonvention, die als „Valenztheorie“ fungiert und nur einen Teilbereich der Dependenzgrammatik thematisiert, bleibt das alte aus der Scholastik stammende Konzept der Konnotation, wie es seit Jahrzehnten dank Bühler im Sinne syntaktischer Mitspieler eines Prädikators angewandt wird, unerwähnt; ebenso vermißt man Hinweise auf das slot-class-Konzept der Tagmemik. Bei der sog. X-bar-Theorie werden zwar sowohl die fundamentalen Merkmale der Phonologie als auch die kategoriale These der IC-Analyse als Quellen der neuen Beschreibungskonvention erwähnt, aber bei ausgebauten Projektionsstufen erinnert ja diese Analyse an die im Rahmen des PSG-Modells untersuchte syntaktische Komplexität (syntaktische „Tiefe“ und „Breite“) von Straßner u.a. In weiteren Zusammenhängen der X-bar-Theorie – der strukturerhaltenden oder Basis-Hypothese – und ihrer Anwendung auf die Wortbildung vermißt man frühere Annahmen über den sprachlichen Isomorphismus, wie er z.B. von J. Rozwadowski interpretiert wird. Beim Konzept der Transformation werden zwar indirekte Präzedenzen bei Jespersen und Drach erwähnt, doch die Idee der sog. syntaktischen Derivation bei J. Kuryłowicz wird vermißt. Bei der pragmatischen Analyse von Kommunikationsereignissen und Sprechhandlungen bleiben Verweise auf die behavioristischen Beschreibungen sprachlicher Situationen und Handlungen aus.

Es ließen sich gewiß Beispiele für Konzeptionen und Ansätze in der modernen Linguistik finden, welche zwar unsere Vorstellungen von Fortschritt in dieser Wissenschaft relativieren könnten, die jedoch als bewußte Anknüpfungen und kreative Entfaltungen der ihnen vorausgehenden Ideen gelten dürfen, z.B. die Konzeption der Tiefenkasus und der Kasusgrammatik Fillmore's, die bis Panini und seinen Karakas (Kriya) zurückreichen, oder die Sapir-Whorf-Hypothese, bereits in den Thesen über den sprachlichen Relativismus bei den deutschen Romantikern und W. von Humboldt antizipiert.

Entsprechend dem eingangs formulierten kontinuierlichen Charakter des im Fortschritt ausgedrückten Prozesses auf eine Ziel hin, das noch kein Endzustand ist, dürfte eine gesamthafte Beurteilung als Fortschritt in einer Wissenschaft in einem größeren Zeitabschnitt wie die hier vorgenommene ein müßiges Unterfangen sein. Mißerfolge sind in diesem Prozeß der „Versuche und Irrtümer“ nur lokale Episoden; Perioden von Stagnation (zu Kriegszeiten und in ideologiegebundenen Systemen) nur vorübergehend. Es bestätigt sich auch in der Sprachwissenschaft die wohlbekannte Regel im Wissenserwerb: Sobald bislang unbeantwortete und ungelöste Fragen beantwortet und gelöst werden, sieht sich die Forschung vor neuen offenen Fragen gestellt.

Somit sind die von uns erörterten Kriterien von Fortschritt u.U. auf einzelne Modellansätze, nicht auf Sprachwissenschaft als Ganzes anwendbar. Sollte man dennoch versuchen, das Wesen eines keiner Relativierung unterliegenden Fortschritts in der Linguistik der letzten Jahrzehnte schwerpunktmäßig zu bestimmen, so wäre Folgendes in den Vordergrund zu stellen:

1. die Eröffnung vieler neuer, z.T. interdisziplinärer, Forschungsbereiche;

2. die Überwindung der szientistischen Subjekt-Objekt-Trennung der positivistisch und neopositivistisch orientierten Junggrammatiker und Strukturalisten – durch die Einbeziehung des Sprechenden und des die Sprache erwerbenden Subjekts in die idealisierte Sprecher-Hörer-Kompetenz im Rahmen der generativen Grammatik, des die Sprache verwendenden Subjekts in die kommunikative Kompetenz im Rahmen der Sprechakttheorie und Pragmalinguistik.

Zum Schluß noch eine historische Bemerkung, und zwar über das noch nicht berührte forschende Subjekt, den Sprachforscher selbst. Ruth Römer hat unlängst (während der IDS-Jahrestagung 1990) die linguistische Vergangenheit, insbesondere die deutsche Sprachphilosophie des 19. Jhs, deren Einflüsse noch in diesem Jahrhundert nachwirken, verurteilt. Es ist vor allem wegen der imaginären Wesenheit des Geistes der Nationen, des Volksgeistes, daß diese Sprachphilosophie zuweilen in nationalistische Thesen ausartete. Wenn man, wie bereits angedeutet, davon absieht, daß bestimmte Aspekte der damaligen Sprachwissenschaft und die Gesinnung einiger ihrer Vertreter, hauptsächlich

Herder, Humboldt und Jakob Grimm, als progressiv eingeschätzt werden müssen, stören uns heute die einst geäußerten Meinungen, in denen die deutsche Sprache und das Germanische sowie in weiteren Bezügen das Indogermanische gegenüber allen anderen Sprachen aufgewertet und idealisiert werden. Daß in den Einzelphilologien die jeweilige Muttersprache für eine solche Idealisierung empfänglich ist, kann uns nicht wundern. Andererseits bleibt die Muttersprache des Neuphilologen die wichtigste Bezugssprache und kann sich beim Studium der fremden Sprache als stimulierend und erkenntnisfördernd erweisen. Dies läßt sich am Beispiel der sog. zweckfreien kontrastiven Sprachvergleichen zeigen, andererseits aber an dem Rückgang von voreiligen Übergeneralisierungen von nur einzelsprachlichen Befunden.

Daß die nationale Gesinnung und Patriotismus mit der wissenschaftlichen Objektivität nicht unvereinbar sind, können wir aus dem Werk und den eher universalistisch und weltbürgerlich orientierten Ansichten Herders ersehen, der von einem „Philologen der Nation“ vielseitige, man könnte heute sagen „interkulturelle“, Qualifikationen erwartet: „Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde – der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden – der aber zugleich als ein wahrer Idiot alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volkes zu sein.“<sup>7</sup> Daß wir, Philologen und Sprachforscher in diesem heute ungebräulichen positiven Sinn des Wortes, „wahre Idioten“ bleiben, diese Forderung Herders möge nicht relativiert werden.

<sup>7</sup>J. G. Herder, *Sämtliche Werke*, Bd. II, 14.

